

C.L. TAYLOR

Tagebuch



TRÄUM WAS BÖSES

Weltbild

Träum was Böses

Die Autorin

C.L. Taylor wurde in Worcester geboren und studierte Psychologie an der Northumbria University. Anschließend arbeitete sie als Grafikdesignerin und Web-Entwicklerin, bis sie ihre Jobs an den Nagel hängte, um sich ausschließlich dem Schreiben zu widmen. Mit ihren Kurzgeschichten gewann sie bereits mehrere Auszeichnungen, ihr erster Thriller »Träum was Böses« landete in den Top Ten des britischen Bookseller-Magazines.

C.L. Taylor

Träum was Böses

Thriller

Aus dem Englischen von
Frauke Brodd

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
The Accident bei Avon/HarperCollins, London.



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2014 by C.L. Taylor
Published by Arrangement with Carol Louise Taylor
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Piper Verlag GmbH,
München/Berlin
Übersetzung: Frauke Brodd
Umschlaggestaltung: Veruschkama Grafik & Illustration
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com
(© Aleksei Gurko; © Reddogs; © Yeti studio)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-697-7

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Chris Hall

*»Es gibt nur eine Freiheit, die von nennenswerter Bedeutung ist:
die des Verstandes.«*

Iris Murdoch

Kapitel 1

22. April 2012

Koma. Das Wort selbst klingt so harmlos, beinahe tröstlich, wie es dieses märchenhafte Bild vom traumlosen Schlaf herauf beschwört. Nur dass Charlotte für mich nicht so aussieht, als schlafe sie. Ihren geschlossenen Augenlidern fehlt jene sanfte Schwere. Ihre geballten Fäuste drücken sich nicht an die Schläfen. Aus ihren ganz leicht geöffneten Lippen entweicht kein warmer Atem. Die Stellung, in der sie daliegt, lang ausgestreckt auf einem Bett ohne Zudecke, mit einer durchsichtigen Trachealkanüle, die sich mitsamt Schlauch aus ihrem Hals schlängelt, den Brustkorb übersät mit den bunten Punkten der Elektroden, hat überhaupt nichts Friedliches an sich.

Der Herzmonitor in der hinteren Ecke des Zimmers pieppiep-piept und zergliedert die Zeit wie ein medizinisches Metronom. Ich schließe die Augen. Wenn ich mich stark genug konzentriere, kann ich diesen unnatürlichen Piepton in das beruhigende *Tick-tack-tick-tack-tick-tack* der Standuhr in unserem Wohnzimmer verwandeln. Fünfzehn Jahre fallen augenblicklich von mir ab, und ich bin wieder achtundzwanzig und habe Charlotte als Säugling auf dem Arm. Ihr schlummerndes Gesicht schmiegt sich an meinen Hals, und ihr winziges Herz schlägt schneller als meins, sogar im Schlaf. Damals war es so viel einfacher, für ihre Sicherheit zu sorgen.

»Sue?« Eine Hand legt sich schwer auf meine Schulter, zerrt mich zurück in das nackte Krankenzimmer, und meine Arme sind wieder leer, bis auf die Handtasche, die ich an die Brust presse. »Möchtest du einen Becher Tee?«

Ich schüttle den Kopf, ändere aber sogleich meine Meinung. »Eigentlich schon, ja. Sehr gern.« Ich öffne die Augen. »Weißt du, was noch toll wäre?«

Jetzt schüttelt Brian den Kopf.

»Eins von diesen köstlichen Rosinenbrötchen, die es bei Marks & Spencer gibt.«

Mein Ehemann sieht mich verwirrt an. »Ich glaube nicht, dass die unten in der Kantine verkauft werden.«

»Ach so.« Ich blicke ins Leere, tue so, als wäre ich enttäuscht, und hasse mich im gleichen Moment dafür. Manipulieren zählt eigentlich nicht zu meinen Charaktereigenschaften. Zumindest glaube ich, dass es so ist. Aber da gibt es so vieles, worüber ich mir nicht mehr sicher bin.

»Schon gut.« Da ist wieder diese Hand. Und diesmal gehört ein beruhigendes Drücken meiner Schulter zu ihrem Repertoire. »Ich fahre schnell in die Stadt.« Er lächelt Charlotte an. »Es macht dir doch nichts aus, wenn ich dich ein bisschen mit Mummy allein lasse, oder?«

Falls unsere Tochter die Frage gehört hat, lässt sie sich nichts anmerken. Ich antworte für sie und ringe mir ein Lächeln ab.

»Es geht ihr gut«, sage ich.

Brian sieht mich an, dann schweift sein Blick zu Charlotte und schließlich wieder zu mir. Der Ausdruck auf seinem

Gesicht ist unverkennbar – der gleiche, der mir seit sechs Wochen ins Gesicht gemeißelt ist, sobald ich von Charlottes Seite weichen muss. Diese furchtbare Angst, dass sie vielleicht in der Sekunde stirbt, wenn wir das Krankenzimmer verlassen.

»Es geht ihr gut«, wiederhole ich, diesmal in sanfterem Ton. »Ich bleibe hier.«

Brians körperliche Anspannung lässt nach, nur ein winziges bisschen, und er nickt. »Bin gleich wieder da.«

Ich beobachte ihn, wie er den Raum durchquert und beim Hinausgehen die Tür vorsichtig mit einem Klacken schließt. Dann lockere ich den Griff um die Handtasche vor meiner Brust und lege sie in den Schoß. Eine gefühlte Ewigkeit lang starre ich zur Tür. Brian verließ das Haus noch nie, ohne kurz darauf wieder hereinzustürmen, um sich seine Schlüssel, sein Handy oder die Sonnenbrille zu schnappen oder um mich *ganz schnell* noch etwas zu fragen. Als ich mir sicher bin, dass er weg ist, wende ich mich wieder Charlotte zu. Ich hoffe auf ein leichtes Flattern ihrer Augenlider, auf ein Zucken ihrer Finger – auf irgendein Zeichen, dass sie versteht, was ich gleich sagen werde. Aber nichts hat sich verändert. Sie *schläft* noch immer. Die Ärzte machen keine Aussage, wann oder ob Charlotte überhaupt jemals wieder aufwachen wird. Man hat mit ihr eine ganze Reihe von Tests durchgeführt – Computer- und Magnetresonanztomografien, das volle Programm. Und es stehen noch weitere aus. Ihre Gehirnfunktion scheint normal zu sein. Aus medizinischer Sicht gibt es keinen Grund, warum sie nicht zu Bewusstsein kommen sollte.

»Liebes.« Ich hole Charlottes Tagebuch aus meiner Handtasche und schlage es ungeschickt auf der Seite auf, die ich bereits auswendig kenne. »Bitte, sei nicht wütend auf mich, aber ...«, ich blicke kurz auf sie hinab, um ihren Gesichtsausdruck zu überprüfen, »... gestern habe ich beim Aufräumen in deinem Zimmer dein Tagebuch gefunden.«

Nichts. Kein Geräusch, kein Flattern, kein Zucken oder Zwinkern. Und der Herzmonitor macht mit seinem Piep-Piep-Piepen weiter. Natürlich ist es gelogen, das Geständnis, wann ich ihr Tagebuch angeblich gefunden habe. Ich habe es schon vor Jahren entdeckt, beim Wechseln der Bettwäsche. Sie hatte es unter ihrer Matratze versteckt, an der gleichen Stelle wie ich vor Jahrzehnten mein eigenes Teenager-Tagebuch. Damals habe ich es aber nicht gelesen, es gab keinen Grund dafür. Gestern schon.

»In deinem letzten Eintrag«, sage ich und unterbreche mich, um mir über die Lippen zu lecken, denn mein Mund ist plötzlich ganz trocken, »erwähnst du ein Geheimnis.«

Charlotte schweigt.

»Du schreibst, dass es dich umbringt, dieses Geheimnis bewahren zu müssen.«

Piep-piep-piep.

»Bist du deshalb ...«

Piep-piep-piep.

»... vor den Bus gelaufen?«

Immer noch nichts.

Brian nennt den Vorfall einen Unfall und hat die unterschiedlichsten Theorien entwickelt, um seine Meinung zu

untermauern: Sie hat auf der anderen Straßenseite eine Freundin entdeckt und nicht in beide Richtungen geschaut, bevor sie quer über die Straße gerannt ist. Sie hat versucht, einem verletzten Tier zu helfen, sie ist gestolpert, als sie gerade eine SMS schreiben wollte, oder vielleicht war sie nur in ihrer eigenen Welt versunken und hat nicht aufgepasst, wo sie hinlief.

Klingt alles plausibel. Abgesehen von der Tatsache, dass der Busfahrer bei der Polizei aussagte, sie habe ihm unverwandt in die Augen gesehen und dann in voller Absicht einen Schritt auf die Straße getan, genau vor seinen Bus. Brian glaubt, dass der Mann lügt und sich nur absichern will, weil er nach einer Verurteilung wegen riskanten Fahrens seinen Job verlieren würde. *Ich* glaube das nicht.

Gestern, als Brian im Büro war und ich Wache an ihrem Bett hielt, habe ich die Ärztin gefragt, ob sie bei Charlotte einen Schwangerschaftstest gemacht habe. Die Ärztin musterte mich argwöhnisch und wollte wissen, ob ich irgendeinen Grund zu der Annahme hätte, Charlotte könne schwanger sein. Ich entgegnete, ich hätte keine Ahnung, aber vielleicht würde es ja einige Zusammenhänge erklären. Ich wartete, während die Ärztin ihre Notizen durchging. Nein, sagte sie, sie sei nicht schwanger.

»Charlotte.« Ich rutsche mit meinem Stuhl näher ans Bett, bis er dagegenstößt, und nehme ihre Hand in die meine. »Was immer du sagst oder tust – ich werde dich immer lieben. Du kannst mir alles erzählen. Wirklich alles.«

Charlotte sagt nichts.

»Es ist völlig gleichgültig, ob es um dich geht, um einen deiner Freunde, um mich oder um deinen Dad.« Ich warte einen Moment. »Hat das Geheimnis etwas mit deinem Dad zu tun? Wenn ja, dann drück meine Hand!«

Ich halte die Luft an und bete, dass sie es nicht tut.

Freitag, 31. August 1990

Es ist 05:41 Uhr, und ich sitze im Wohnzimmer, halte ein Glas Rotwein in der einen und eine Zigarette in der anderen Hand, und ich frage mich, ob die letzten acht Stunden meines Lebens tatsächlich so passiert sind oder nicht.

Am Mittwochabend habe ich James endlich angerufen, nach einigen Gläsern Rotwein und nachdem ich seine Nummer mindestens eine Stunde lang gewählt und gleich darauf wieder aufgelegt hatte. Das Telefon klingelte und klingelte, und ich dachte mir schon, dass er vielleicht nicht da war, als ich plötzlich eine Stimme hörte.

»Hallo?«

Zuerst brachte ich vor lauter Nervosität kein Wort heraus.

»Susan, bist du's? Wahnsinn, du rufst tatsächlich an!«

Seine Stimme klang schwächer und belegt, als wäre auch er nervös. Ich flachste herum, dass er wohl richtig erleichtert sei, von mir zu hören.

»Natürlich«, erwiderte er. »Ich dachte schon, du meldest dich nie wieder – nach allem, was ich getan habe. Entschuldige, sonst bin ich kein solcher Blödmann. Aber ich habe mich so gefreut, dir hinter der Bühne in die Arme zu laufen, dass ich ... Egal, jedenfalls tut es mir echt leid. Es war doof von mir. Ich hätte dich wie jeder normale Mensch einfach fragen sollen, ob du mit mir ausgehst ...«

Er wurde immer leiser, offenbar war es ihm peinlich.

Ganz plötzlich fühlte ich mich wahnsinnig zu ihm hingezogen. »Eigentlich fand ich es lustig. Bisher hat noch niemand

mit seiner Visitenkarte nach mir geworfen und mir Ruf mich an! hinterhergebrüllt. Ich fühle mich fast geschmeichelt.«

»Geschmeichelt? Ich bin derjenige, der sich geschmeichelt fühlen sollte. Du hast angerufen! O Gott!« Er schwieg einen Moment. »Du rufst doch an, um dich mit mir auf einen Drink zu verabreden, oder? Du meldest dich nicht, um mir zu sagen, dass ich ein Riesenarschloch bin.«

»Das ging mir kurz durch den Kopf«, sagte ich lachend. »Aber nein, zufälligerweise bin ich heute ungewöhnlich durstig. Wenn du dich also mit mir auf einen Drink verabreden willst, ließe sich das einrichten.«

»Du lieber Himmel, klar! Wann immer und wo immer du möchtest.« Er lachte. »Ich werde dir beweisen, dass ich nicht ... Na gut, bilde dir selbst eine Meinung. Wann hast du Zeit?«

Ich war versucht, Gleich jetzt! zu sagen, spielte aber erst noch die Unbeteiligte, wie Hels es mir aufgetragen hatte, und schlug Freitagabend (heute) vor. James sagte sofort zu, und wir verabredeten uns im Dublin Castle.

Vor dem Treffen probierte ich ein Dutzend verschiedene Outfits an und sortierte sofort alles aus, worin ich mich fett und trutschig fühlte oder tatsächlich so aussah, aber ich hätte mir gar keine Sorgen zu machen brauchen. In dem Augenblick, als ich in James' Reichweite kam, zog er mich an sich. »Du siehst wunderschön aus«, flüsterte er mir ins Ohr. Ich wollte gerade darauf antworten, als er mich unvermittelt losließ und meine Hand ergriff. »Ich muss dir etwas zeigen«, sagte er. Dann führte er mich aus dem Pub, durch das Gedränge der Nachtschwärmer in Camden, in eine Seitenstraße und von dort aus in einen Kebabladen. Ich sah ihn fragend

an. »Vertrau mir!«, sagte er nur und geleitete mich durch den Laden zu einer Hintertür hinaus. Ich rechnete damit, in der Küche oder bei den Toiletten zu landen. Stattdessen geriet ich unerwartet in eine Kakophonie von Geräuschen und musste die Augen zusammenkneifen, um mich an die verrauchte, düstere Atmosphäre zu gewöhnen. James deutete auf eine vierköpfige Jazzband in einer Ecke des Raums. »Das sind die Grey Notes – Londons bestgehütetes Geheimnis!«, rief er. Dann ging er mit mir zu einem Ecktisch und bot mir einen abgewetzten Holzstuhl zum Sitzen an.

»Whisky«, sagte er. »Ohne Whisky kann ich keinen Jazz hören. Möchtest du auch einen?«

Ich nickte, auch wenn ich kein großer Fan von Whisky bin, und zündete mir eine Zigarette an, nachdem James sich auf den Weg zur Bar gemacht hatte. Sein Gang war so selbstsicher und männlich, ich war wie hypnotisiert. Das war mir schon aufgefallen, als ich ihn zum ersten Mal auf der Bühne gesehen hatte.

Der Unterschied zwischen James und meinem Exfreund Nathan könnte nicht größer sein. Während Nathan schwächling, milchgesichtig und nur ein paar Zentimeter größer war als ich, ist James eins fünfundneunzig groß und so kräftig, dass ich mir neben ihm klein und zart vorkomme. Er hat ein Kinngübchen wie Kirk Douglas, aber seine Nase ist zu wichtig, um ihn im klassischen Sinn gut aussehend nennen zu können. Sein dunkelblondes Haar fällt ihm ständig in die Augen, die übrigens so etwas Launenhaftes wie die von Ralph Fiennes an sich haben: Erst ist sein Blick kühl und unbeteiligt, und dann kräuseln sich plötzlich die Augenwinkel, und seine Augen tanzen vor Begeisterung.

Dass etwas nicht in Ordnung war, merkte ich in der Sekunde, als James von der Bar zurückkam. Er sagte nichts, aber sein Blick flatterte immer wieder zurück zu meiner Zigarette, als er die Whiskygläser auf dem Tisch abstellte. Ich ka-pierte es sofort.

»Du rauchst nicht.«

Er schüttelte den Kopf. »Mein Vater starb an Lungenkrebs.«

Er versuchte, zu protestieren, mir zu sagen, es sei ganz allein meine Sache, ob ich rauchte oder nicht, aber sein finsterner Blick schwand, sobald ich meine Zigarette ausgedrückt hatte, und die Stimmung besserte sich sofort. Die Band war so laut, dass es schwierig war, sich über das Kreischen der Trompete und dem dahinjagenden Silbenwirrwarr des Leadsängers hinweg zu unterhalten. Deshalb zog James seinen Stuhl dichter an meinen heran, damit wir uns gegenseitig etwas ins Ohr flüstern konnten. Immer wenn er sich vorbeugte, stieß sein Bein gegen meins, und dann strich sein Atem über mein Ohr und meinen Hals. Es war die reinste Qual, seinen Körper so nahe zu spüren, die warme Würzigkeit seines Rasierwassers einzuatmen und ihn nicht berühren zu dürfen. Als ich es kaum noch länger aushielt, legte James eine Hand auf meinen Arm.

»Lass uns woanders hingehen! Ich kenne da einen absolut magischen Ort.«

Ich kam kaum mehr dazu, ein »Okay« von mir zu geben, da sprang er schon von seinem Stuhl auf und durchquerte den Raum in Richtung Bar. Kurz darauf kehrte er mit einer Flasche Champagner in der einen und zwei Gläsern sowie einer abgewetzten Wolldecke in der anderen zurück. Ich sah ihn fragend an, aber er lachte nur. »Wart's ab!«

Wir liefen eine halbe Ewigkeit durch die Gegend, schlän-

gelten uns durch die Menschenmenge in Camden, bis wir an der U-Bahn-Station Chalk Farm vorbeikamen. Ich fragte immer wieder, wo wir eigentlich hingingen, aber James marschierte neben mir mit großen Schritten voran und lachte nur. Endlich hielten wir am Eingang zu einem Park, und er legte mir eine Hand auf die Schulter. Ich dachte, er würde mich gleich küssen, aber stattdessen befahl er mir, die Augen zu schließen, denn er habe eine Überraschung für mich.

Ich war mir nicht ganz sicher, was ein Park zu dieser unsinnig-frühen Uhrzeit so Spannendes zu bieten hatte, aber ich folgte seiner Aufforderung. Dann spürte ich, wie mir etwas Schweres aus Wolle über die Schultern gelegt und ich von einer warmen Würzigkeit umhüllt wurde. James hatte gemerkt, dass ich zitterte, und ließ mir seinen Mantel. Ich ließ mich von ihm durch den Eingang und einen Hügel hinaufführen. Mich einem Menschen anzuvertrauen, den ich kaum kannte, war mir nicht ganz geheuer. Ich verspürte aber auch eine gewisse Euphorie und merkwürdigerweise ein Lustgefühl.

Als wir endlich nicht mehr weitergingen, befahl er mir, stillzuhalten und abzuwarten. Einige Augenblicke später fühlte ich die Weichheit der abgewetzten Decke unter meinen Händen, während er mir beim Hinsetzen half.

»Bereit?« Ich spürte, wie er hinter mir in die Hocke ging. Dann berührten seine Finger mein Gesicht, strichen mir über die Wangenknochen auf ihrem Weg zu meinen Augen, die sie schließlich bedeckten. Mir lief ein Schauer über den Rücken, und trotz des Mantels war mir kalt.

»Ich bin bereit«, sagte ich.

James nahm die Hände von meinem Gesicht, und ich öffnete die Augen.

»Ist es nicht wunderschön?«

Ich konnte nur nicken. Am Fuß des Hügels erstreckte sich der Park wie ein Schachbrett: mit schwarzen Feldern aus unbeleuchtetem Gras und erleuchteten Pfützen von den gelbgrünen Lichtströmen der Straßenlaternen. Ein magisches Patchwork aus Hell und Dunkel. Jenseits des Parks breitete sich die Stadt mit ihren glänzenden Fensterfronten und glitzernden Gebäuden aus. Der Himmel hatte das dunkelste Marineblau, gesprenkelt mit schmutzig orangefarbenen Wolken. Es war die atemberaubendste Aussicht in meinem ganzen Leben.

»Deine Reaktion, als du die Augen aufgemacht hast ...« James starrte mich an. »Ich habe noch nie so etwas Schönes gesehen.«

»Hör auf!« Ich wollte lachen, aber das Lachen versiegte in meiner Kehle.

»Du sahst so jung aus, Suzy, so verzaubert. Wie ein Kind unter dem Weihnachtsbaum.« Er schüttelte den Kopf. »Wieso ist jemand wie du Single? Wie ist so etwas nur möglich?«

Ich öffnete den Mund, um zu antworten, aber er war noch nicht fertig.

»Du bist die unglaublichste Frau, die mir je begegnet ist.« Er griff nach meiner Hand. »Du bist witzig, liebenswürdig, intelligent und schön. Was zum Teufel machst du hier, ausgerechnet mit mir?«

Ich wollte einen Witz machen. Nach dem Motto, ob er denn so betrunken sei, dass er sich nicht mehr daran erinnere, mich höchstpersönlich auf diesen Hügel geführt zu haben. Ich stellte jedoch fest, dass mir nicht nach Scherzen zumute war.

»Ich wollte genau hier sein«, sagte ich stattdessen, »und nirgendwo sonst.«

James strahlte, als hätte ich ihm gerade das schönste Kompliment gemacht. Dann nahm er mein Gesicht in beide Hände und sah mich unendlich lange an. Dann gab er mir einen Kuss.

Ich weiß nicht genau, wie lange wir uns küssten, auf unserer Decke hoch oben auf dem Primrose Hill, wie lange wir unsere Körper ineinander verwoben. Unsere Hände waren überall, wir schmiegt uns aneinander und hielten uns gegenseitig fest. Wir zogen uns nicht aus, und wir hatten keinen Sex, und trotzdem war es der erotischste Augenblick meines Lebens. Ich konnte James keine Sekunde lang loslassen, ohne ihn schon wieder an mich zu ziehen.

Langsam wurde es dunkler und kälter, und ich schlug vor, dass wir den Park verlassen und zu ihm gehen sollten.

James schüttelte den Kopf. »Ich setze dich lieber ins Taxi.«

»Aber ...«

Er zog seinen Mantel enger um meine Schultern. »Dafür bleibt noch genug Zeit, Suzy. Mehr als genug.«

Kapitel 2

Am darauffolgenden Tag warte ich, bis Brian zur Arbeit gegangen ist, bevor ich seine Sachen durchsuche. Im Garderobenraum ist es kühl, die Bodenfliesen unter meinen nackten Füßen sind eiskalt, und die Fensterfronten aufgrund der Kondensation feucht angelaufen. Aber ich halte mich nicht damit auf, mir ein Paar Socken vom Heizkörper im Flur zu schnappen. Stattdessen stecke ich meine Hände in die Taschen von Brians Lieblingsjacke. Der Kleiderständer wackelt, während ich mich von Tasche zu Tasche vorarbeite, den Inhalt hervorkrame und zu Boden fallen lasse. Ich habe es eilig, einen Beweis zu finden.

Ich bin gerade mit den Jacken durch und vergrabe meine Hände in der Kängurutasche eines Kapuzenpullis, als ich aus der Küche einen lauten Knall höre.

Ich erstarre.

Ich habe einen Filmriss – einen Totalausfall, als ob in meinem Kopf ein Schalter umgelegt worden wäre, und ich stehe so stocksteif da wie der Kleiderständer neben mir, mein Atem geht flach, ich lausche, warte. Ich weiß, dass ich mich bewegen sollte. Ich sollte meine Hände aus Brians Fleecepulli nehmen. Ich sollte den Inhalt seiner Wachsjacke in eine Ecke kicken und den Beweis vernichten, dass ich eine schreckliche, misstrauische Ehefrau bin, aber ich kann nicht.

Mein Herz schlägt so heftig, dass sein Klang den ganzen Raum auszufüllen scheint, und unmittelbar darauf bin ich

zwanzig Jahre zurück in die Vergangenheit katapultiert worden. Ich bin dreiundzwanzig, lebe in North London und kauere im Garderobenschrank. Mit der linken Hand halte ich einen Rucksack fest, der vollgestopft ist mit Klammotten, mit der rechten umklammere ich einen Schlüssel, den ich aus einem Nerzmantel gestohlen habe. Wenn ich nicht atme, hört er mich nicht. Wenn ich nicht atme, merkt er nicht, was ich vorhabe ...

»Brian?« Das Gefühl eines Déjà-vu-Erlebnisses fällt von mir ab, als ein schwaches Kratzgeräusch von weit her an mein Ohr dringt. »Brian, bist du's?«

Ich runzle die Stirn und streng mich an, irgendetwas anderes wahrzunehmen als das Wumm-Wumm-Wummern meines Herzens, aber das Haus ist wieder stumm.

»Brian?«

Ich lande wieder in der Realität, als ob der Schalter in meinem Kopf abermals umgelegt worden wäre, und ziehe meine Hände aus Brians Fleecejacke.

Der Teppich im Flur ist warm und flauschig unter meinen Füßen, als ich mich Zentimeter für Zentimeter vorwärtsbewege. Alle paar Sekunden bleibe ich auf meinem Weg in die Küche stehen und lausche. Der Geruch nach Bleiche steigt mir in die Nase. Dann erst bemerke ich, dass ich mir den Mund mit der Hand zuhalte, an der vom Badezimmerputz von vorhin noch der Geruch nach Desinfektionsmittel haftet. Ich bleibe wieder stehen und versuche, meine Atmung zu verlangsamen, die bislang aus scharfen kleinen Keuchlauten bestand und eine Panikattacke ankündigt. Aber wenigstens habe ich keine Angst mehr, dass mein Mann zurückgekommen ist, um eine ver-

gessene Aktentasche oder einen verlegten Hausschlüssel zu holen. Dafür habe ich Angst vor ...

»Milly!«

Ich werde fast umgeworfen, als ein riesiger Golden Retriever den Flur entlangkugelt und sich auf mich stürzt, Vorderpfoten auf meiner Brust, feuchte Zunge an meinem Kinn. Eigentlich müsste ich sie fürs Hochspringen ausschimpfen, aber ich bin so erleichtert, sie zu sehen, dass ich sie in die Arme nehme und ihr über den großen weichen Kopf streichele. Als ihr freudiges Abschlecken überhandnimmt, schiebe ich sie von mir weg.

»Wie bist du denn ausgebücht, du böses Mädchen?«

Milly schenkt mir mit ihrer sabbernden Schnauze ein Hundelächeln. Ich ahne schon, wie sie es geschafft hat, unbemerkt abzuhaufen. Und tatsächlich steht die Tür zum Eingangsbereich weit offen, als ich mit dem Hund in die Küche komme.

»Du sollst doch auf deinem Platz bleiben, bis Mummy dich rauslässt«, schimpfe ich sie aus und deute auf einen Haufen alter Teppiche und Decken, auf dem sie nachts schläft. Millys Ohren stellen sich bei dem Wort *Platz* senkrecht auf, und sie klemmt den Schwanz zwischen den Hinterbeinen ein. »Hat der dumme Daddy auf dem Weg zur Arbeit wieder die Zwischentür offen gelassen?«

Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass ich eine dieser Frauen bin, die von sich selbst und ihrem Ehemann als *Mummy* und *Daddy* sprechen, wenn sie mit einem Haustier reden. Milly gehört jedoch genauso zu unserer Familie wie Charlotte. Sie ist die Schwester, die wir ihr nie schenken konnten.

Ich schließe Milly wieder im Eingang ein, und mein Herz zieht sich zusammen, als sie mich flehentlich aus ihren großen braunen Augen anschmachtet. Es ist acht Uhr morgens. Wir sollten schon längst draußen im Park vor unserem Haus herumtollen, aber was ich angefangen habe, muss ich zu Ende bringen. Ich muss zurück in den Windfang.

Der Inhalt aus Brians Taschen liegt da, wo ich ihn zurückgelassen habe – um den Fuß des Garderobenständers verteilt. Ich knie nieder und bedaure, dass ich kein Kissen aus dem Wohnzimmer mitgenommen habe, denn meine Kniegelenke protestieren und knacken laut. Dann nehme ich meine Ausbeute unter die Lupe: ein Taschentuch, weiß, mit einem eingestickten Golfer in einer Ecke, ungebraucht, sorgfältig quadratisch gefaltet, ein Geschenk von einem der Kinder zu Weihnachten; drei Papiertaschentücher, gebraucht; ein Stück Schnur von der Sorte, mit der Brian die Tomatenstauden in seinem Schrebergarten festbindet; eine Tankquittung über vierzig Pfund aus dem Supermarkt im Ort; ein mit Fusseln überzogenes Pfefferminzbonbon; eine Handvoll Kleingeld und eine zerknitterte Kinokarte. Mein Herz rast, als ich sie in der Hand halte. Dann lese ich Filmtitel und Datum, und mein Puls kehrt wieder zur Normalfrequenz zurück. Es ist eine Komödie, die wir uns gemeinsam angesehen haben. Ich konnte den Film nicht leiden, fand ihn rüpelhaft, geschmacklos, mit nichts als Slapsticks. Brian hat sich kaputtgelacht.

Mehr finde ich nicht. Nichts Seltsames. Nichts Ungewöhnliches. Nichts Verdächtiges.

Einfach nur ... typisches Brian-Zeug.

Mit beiden Händen schiebe ich seine Sachen auf einen Haufen, schaufele sie der Reihe nach hoch und verteile sie sorgfältig auf seine Taschen. Dabei passe ich genau auf, dass alles wieder dorthin kommt, wo ich es gefunden habe. Brian ist nicht besonders pingelig und erinnert sich bestimmt nicht, in welcher Tasche er das Wechselgeld aufbewahrt und in welcher die Kinokarte steckte, aber ich gehe kein Risiko ein. Auch wenn ihn das alles nicht interessiert.

Vielleicht gibt es gar keine Beweise.

Charlotte hat meine Hand nicht gedrückt, als ich sie gefragt habe, ob ihr Geheimnis im Zusammenhang mit ihrem Vater steht. Sie hat nicht einmal gezuckt. Wie konnte ich nur glauben und mir ausmalen, sie würde reagieren? Wie konnte ich ihr diese Frage überhaupt stellen? Natürlich weiß ich, warum ich darauf gekommen bin. Ich folge einem Gefühl, dem Gefühl, dass mein Mann mich betrügt, wieder einmal.

Vor sechs Jahren beging Brian einen Fehler – einen Fehler, der um ein Haar nicht nur unsere Ehe zerstört hätte, sondern auch seine Karriere. Er hatte eine Affäre mit einer dreiundzwanzigjährigen Parlamentspraktikantin. Ich habe getobt, gebrüllt und gewütet. Zweimal habe ich bei meiner Freundin Jane übernachtet und wäre auch länger weggeblieben, aber ich wollte nicht, dass Charlotte darunter leidet. Es hat eine Weile gedauert, aber irgendwann habe ich ihm verziehen. Warum? Weil die Affäre kurz nach einer meiner *Episoden* begann, weil mir meine Familie wichtiger ist als alles andere auf der Welt und weil Brian, auch wenn er viele Fehler hat, ein herzensguter Mensch ist.

Ein herzensguter Mensch – das klingt nach einer sehr gekünstelten Begründung, einem Mann seine Untreue zu verzeihen, oder? Vielleicht ist es so. Aber einem Leben mit einem böartigen Menschen ist eine solche Ehe allemal vorzuziehen. Als Brian und ich uns kennenlernten, wusste ich darüber bestens Bescheid.

Wir begegneten uns im Sommer 1993, als wir beide in Athen lebten. Ich unterrichtete dort Englisch als Fremdsprache. Er war ein verwitweter Geschäftsmann und jagte einem guten Deal hinterher. Als Brian mich das erste Mal begrüßte, in einer schäbigen Taverne am Ufer des Kifisos, beachtete ich ihn nicht. Das zweite Mal wechselte ich meinen Platz. Beim dritten Mal konnte ich nicht weiterhin so tun, als gäbe es ihn nicht. Er spendierte mir einen Drink und brachte ihn höchstpersönlich an meinen Tisch, zusammen mit einem Zettel, auf dem stand: *Ein Gruß von Brite zu Brite*. Dann verließ er das Lokal, ohne sich noch einmal umzudrehen. Ich musste einfach lachen. Danach blieb er auf gelassene Art beharrlich, ein »Hallo!« hier und ein »Was lesen Sie gerade?« dort. Und so freundeten wir uns allmählich an. Ich brauchte lange, um meine Schutzschilde zu senken, aber schließlich, ein knappes Jahr nach unserer ersten Begegnung, gestattete ich es mir, ihn zu lieben.

Es war ein lauer Abend, und wir schlenderten am Ufer des Flusses entlang, betrachteten das Glitzern und Glänzen der Lichter aus der Stadt auf der Wasseroberfläche, als Brian die Sprache auf Tessa brachte, seine verstorbene Frau. Er berichtete, wie erschüttert er war, als sie den Kampf gegen den Krebs verlor. Es schockte ihn, wie rasch

die Krankheit voranschritt, und irgendwann war er nur noch wütend. Er wartete ab, bis sein Sohn bei der Großmutter war, und schlug das Auto mit einem Cricketschläger kaputt, weil er nicht wusste, wohin mit seiner Wut. Er hatte Tränen in den Augen, als er erzählte, wie sehr er seinen Sohn Oliver vermisste (er war bei den Großeltern in England geblieben, damit Brian seinen Vertrag in Griechenland erfüllen konnte), aber er machte keine Anstalten, die Tränen zu vertuschen. Ich berührte sein Gesicht, strich ihm sanft über die Wangen und wischte sie weg. Dann nahm ich seine Hand. Drei Stunden lang ließ ich sie nicht mehr los.

Schwungvoll öffne ich die Tür zu Brians Büro und gehe auf seinen Schreibtisch zu. In dem Moment habe ich das Gefühl, dass ich eine Grenze überschreite. Ich wasche die Kleidung meines Mannes, ich bügele sie, aber sein Büro steht für seine Karriere – es ist Teil einer Welt, die er von seinem Familienleben fernhält. Brian ist Mitglied des Parlaments. Dies laut auszusprechen macht mich unglaublich stolz, aber so war es nicht immer. Vor siebzehn Jahren irritierte es mich, wenn er über den Tory-Abschaum schimpfte, über Klassenunterschiede und ein gescheitertes Gesundheitssystem. Doch Brian war nicht der Typ, der an der Seitenlinie der Gesellschaft stand und jammerte. Als wir aus Griechenland nach England zurückkehrten, noch immer im Glück schwelgend nach unserer spontanen Barfußhochzeit an einem Strand auf Rhodos, hatte er sich entschieden. Wir würden nach Brighton ziehen, und er würde ein neues Geschäft aufziehen – er hatte die Vorahnung,

dass Recycling ein großes Thema werden würde. Und dann, sobald er es zum Laufen gebracht hätte und die Firma Gewinn abwerfen würde, dann würde er sich um einen Sitz im Parlament bewerben. Er hatte zwar nur einen Mittelschulabschluss in Wirtschaftskunde, aber er wusste, er würde es schaffen. Und so war es auch.

Ich habe nie aufgehört, an ihn zu glauben, und in vielerlei Hinsicht tue ich das wirklich immer noch, aber ich erstarre nicht mehr in Ehrfurcht vor ihm. Ich liebe Brian, aber ich erkenne nur allzu gut, wie eitel und ohne inneren Halt ihn seine Karrierewahl gemacht hat. Schmeicheleien tragen das ihre dazu bei, wenn man auf die Mitte vierzig zugeht, hundert Kilo wiegt und eine Glatze bekommt. Vor allem, wenn die Person, die dir schöne Augen macht, jung und ehrgeizig ist und für dich arbeitet. Brian hat sich seit Charlottes Unfall verändert. Wir beide haben uns verändert, aber auf unterschiedliche Art und Weise. Statt dass uns der Zustand unserer Tochter zusammenschweißt, treibt er uns voneinander weg, und der Abstand zwischen uns wird immer größer. Wenn Brian wieder eine Affäre hat, werde ich ihm nicht verzeihen.

Ich gehe einen weiteren Schritt auf den Schreibtisch meines Mannes zu, und meine Finger streichen über einen Silberrahmen mit einer Schwarz-Weiß-Fotografie: Charlotte und ich an einem Strand auf Mallorca, am ersten Ferientag. Wir tragen noch unsere Reiseklamotten und haben die Hosenbeine hochgekrempt, damit wir mit den Füßen im Wasser planschen können. Mit einer Hand an der Stirn schirme ich mich gegen das Sonnenlicht ab, während die andere das Händchen meiner Tochter fest umklammert

hält. Sie blickt mit großen Augen zu mir auf, das Kinn schräg zur Seite geneigt. Das Foto muss mindestens zehn Jahre alt sein, aber immer noch überrollt mich eine Welle aus Liebe, wenn ich den Ausdruck auf ihrem Gesicht sehe: pure, unverfälschte Zufriedenheit.

Im Gang knarrt eine Holzdiele, ich ziehe meinen Finger ruckartig von dem Foto weg und seufze. Wann wurde ich so neurotisch, dass ich bei jedem Knarren und Ächzen eines zweihundert Jahre alten Hauses vor Angst erstarre?

Ich blicke zurück zum Schreibtisch, einem wuchtigen Teil aus Mahagoniholz mit drei Schubladen auf der linken Seite, drei auf der rechten und einer langen, schmalen Schublade in der Mitte. Ich ziehe an dem Messinggriff und öffne sie ganz langsam. Wieder knarrt eine Diele, aber ich achte nicht auf das Geräusch, obwohl es diesmal näher klingt als vorher. In der Schublade liegt etwas, etwas Handgeschriebenes, eine Karte oder vielleicht ein Brief. Vorsichtig strecke ich die Hand danach aus, um die Büroklammern und Gummiringe, die auf beiden Seiten kleine Haufen bilden, nicht in Unordnung zu bringen ...

»Sue?«, fragt eine männliche Stimme ziemlich dicht hinter mir. »Was suchst du da?«